

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (2000)
Heft: 4

Buchbesprechung: Rezension

Autor: Collenberg, Adrian / Fontana, Armon / Hitz, Florian

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

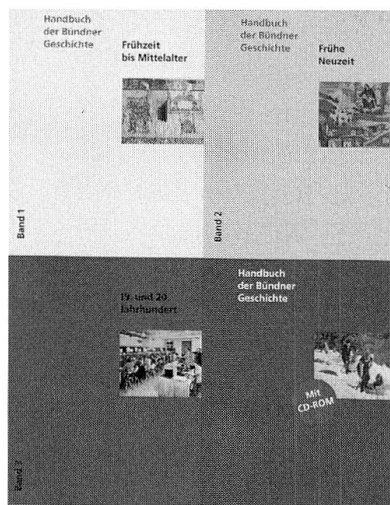
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezension



Verein für Bündner Kulturforschung
(Herausgeber)

Handbuch der Bündner Geschichte

Verlag Bündner Monatsblatt, Chur 2000,
1400 Seiten mit ca. 500 s/w- und farbigen
Abbildungen, mit beigelegter CD-ROM,
gebunden.

Verkaufspreis: sFR. 185.- / DM 203.50 /
öS 1587.-

ISBN: 3 905342 00 6 (nur geschlossen be-
ziehbar)

Die inhaltlich identische italienischspra-
chige Version der ersten drei Bände ist
erschienen bei edizioni Casagrande, Bel-
linzona

Die Bündner Geschichte beginnt um 5000 v. Chr. in Mesocco und endet – vorläufig – mit einem Musikvideoclip von Beni Vigne in den Hotelruinen von Tenigerbad. Das neue «Handbuch der Bündner Geschichte», vom *Verein für Bündner Kulturforschung* herausgegeben, besticht durch ein gelungenes Layout und Konzept, womit das angestrebte Postulat einer breiten Vermittlung neuer historischer Forschungsansätze eingelöst werden wird. Für die Gesamtedaktion der vier Bände inklusive einer CD-ROM zeichnete Jürg Simonett, für die wissenschaftliche Projektleitung war Professor Roger Sablonier, für die administrative Georg Jäger verantwortlich.

Band 1: Frühzeit bis Mittelalter

Die Urgeschichte Graubündens ist dank neuer Ausgrabungen viele Fund- und Befundschritte weitergekommen. Der Archäologe Jürg Rageth fasst die neusten Ergebnisse aus Stein-, Bronze- und Eisenzeit kompetent zusammen, ausgehend von der bisher ältesten Fundstelle bei Mesocco bis zur Ausbildung von drei – allenfalls vier – differenten Kulturkreisen am Übergang zur Eisenzeit.

Die Römerzeit in Graubünden seit dem Alpenfeldzug von Tiberius und Drusus im Jahre 15 v. Chr. behandeln Stefanie Martin-Kilcher und Andrea Schaer. *Curia* übernahm innerhalb der konstantinischen *Raetia prima* Hauptstadt-Funktion dank seiner verkehrsgeographischen Lage nahe dem Scheitel der Alpenpässe. Mittels archäologischer Funde leitet das Autorenpaar ein buntes Abbild der römischen Alltagskultur her, wohingegen militärische, politische und soziale Strukturen angesichts der Quellenlage schwieriger rekonstruierbar sind.

Das Ende der Antike war durch Kontinuitätsstränge und -brüche eng mit dem Beginn des Mittelalters verknäuelte, wie Reinhold Kaiser in seinem Frühmittelalter-Artikel einleitend darlegt. Zunächst geht er auf die politischen Organisationsformen vom Ostgotenreich über die Frankenzeit bis zur einschneidenden «Divisio» von 806 ein, um sodann die territoriale Aufsplitterung Rätiens innerhalb des Herzogtums Schwaben zu untersuchen. Zur Beschreibung der Christianisierung, der Ausbreitung eines engmaschigen Kirchennetzes und zur Entstehung der ersten Klöster zieht er viele baugeschichtliche Zeugnisse bei, die Churrätien als kulturelle Interferenzzone zwischen Süden und Westen erscheinen lassen. Wirtschaftliche und soziale Strukturen sind dank dem Tellotestament und dem Reichsgutsurbar fragmentarisch rekonstruierbar. (Vom Autor liegt übrigens ein ausgebautes Werk vor: Reinhold Kaiser, Churrätien im frühen Mittelalter, Basel 1998.)

Die hochmittelalterliche Zeit in *Churrätien* war – wie andernorts – durch Siedlungsverdichtung, kontinuierlichen Landesausbau, Burgen-, Kloster- und Kirchenausbau charakterisiert. Werner Meyer aus Basel zeigt, wie nach der verkehrspolitisch motivierten Interventionspolitik der Staufer im 12. Jahrhundert die Reichspolitik sich sozusagen regionalisierte und zu zahlreichen Burgbauten führte. Infolge des Fehlens einer Oberherrschaft blieb Churrätien ein «unruhiges Land», gekennzeichnet durch recht häufige Fehden. Wird man über «Ritter», geistliche Grundherrschaften oder die Walsereinwanderung eingehend informiert, kommt der sogenannte «Bauer» (und die «Bäuerin») zu kurz weg, da im betreffenden Wirtschaftskapitel wenig über die grundherrschaftlichen Strukturen ausgesagt wird. Dies wäre unter Beibehaltung der vorhandenen Urbare durchaus möglich, obwohl der Burgenforscher – zu Recht – bereits einen von Schriftquellen dominierten Forschungsstand konstatiert.

Die Besonderheiten der Bündner Südtäler im Mittelalter zeigt der Beitrag von Arno Lanfranchi und Carlo Negretti auf. Diese betrafen hauptsächlich das sich ab 1200 ausbreitende Notariatswesen, welches für das Bergell, Puschlav und Misox bereits gut erforscht ist. Mit der zunehmenden Nordexponierung im 15. Jahrhundert gewannen dann deutsche Rechtsformen an Bedeutung. Weitere Unterschiede sind innerhalb der Mehrzweckwirtschaft (Kastanien, Reben) oder bei der frühzeitigen Verwaltungsautonomie der Gemeinden, die von Süden beeinflusst wurde, feststellbar.

Systematisch geht Florian Hitz auf die spätmittelalterlichen Gesellschafts- und Wirtschaftsformen ein. Dank der zunehmenden sozialen Mobilität von 1350 bis 1500 entstand eine neue Führungsschicht, die sich aus bischöflichen Ministerialen, Dienstleuten, Stadtbürgern oder Grossbauern zusammensetzte und zusehends die Lokalpolitik diktierte. Parallel dazu breiteten sich neue Leiheformen aus, die den Bodenmarkt kapitalisierten. Zentrale Voraussetzung hierfür bildete ein

funktionsfähiger Warenaustausch, auf welchen Hitz bei der Besprechung des Warentransports über die Alpenpässe eingeht.

Dass die Entwicklung zu Staatlichkeit keineswegs ein linear verlaufender Integrationsprozess der drei spätmittelalterlichen Bünde war, verdeutlicht der Beitrag von Roger Sablonier. Mit den Machtstrukturen um 1350 beginnend zeigt er die territorialen Herrschaftsverdichtungen auf feudaler und kommunaler Ebene auf. Verlierer des Territorialisierungsprozesses war der Regionaladel, der bis Mitte des 15. Jahrhunderts verschwand. Die drei Bündnissysteme verdankten dadurch dem zunehmenden Einfluss der Gemeinden bzw. ihrer Ammänner ihre binnenintegrierende Entwicklung. So traten ab den 1460er Jahren staatstragende Elemente wie Gewaltkontrolle und Konsensvermittlung der drei Bünde markanter hervor, die schliesslich dank der kriegerischen Abgrenzung gegen aussen (1499) zu – wenn auch schwacher – staatlicher Integration führten.

Zu jedem dieser sieben Artikel findet sich jeweils eine Kurzfassung und eine Diskussion des Forschungsstandes. Der Anhang besteht aus einem Glossar, bibliografischen Angaben samt Orts- und Personenregistern, die einen direkten Zugriff auf die Inhalte gewährleisten. (Dies gilt selbstverständlich auch für die folgenden Bände.)

Band 2: Frühe Neuzeit

Der zweite Band des Handbuchs beinhaltet die Frühe Neuzeit (1500-1800), deren bündnerspezifische Charakteristika Jon Mathieu einführend skizziert. In einem besonderen Artikel behandelt er die ländliche Gesellschaft unter wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Aspekten. Trotz des begrenzten demografisch-ökonomischen Wandels von 1600 bis 1750 zeichneten sich vielschichtige Veränderungen ab, die v.a. gesellschaftliche Bereiche wie Familie, Verwandtschafts- und Klientelbeziehungen, Kommunalisierung oder soziale Rangordnungen betrafen, die deutlich der Disziplinierung, Hierarchisierung und Zementierung der kommunalen bzw. kollektiven Gewalt dienten. Innerhalb der Agrarwirtschaft setzten sich die traditionellen Systeme unter grossen regionalen Unterschieden (z.B. das Prättigau gegenüber dem Engadin) fort. Generell verlief die frühneuzeitliche Entwicklung in Graubünden also nach europäischen Mustern, abgesehen von der eigentümlichen sozialständischen Verflechtung und nebst viel Regionalkolorit.

Den nichtagrarischen Wirtschaftsbereich thematisiert Max Hilfiger, indem er das städtische Zunft Handwerk, das bedeutungslose Landgewerbe oder das spätere bescheidene Manufakturwesen sowie den Erzabbau aufgreift. Ferner geht der Autor auf die Verkehrsorganisation und Bedeutung der Bündner Pässe ein, wobei Chur und Chiavenna lediglich Subzentren des Fernhandels bildeten. Daneben erörtert er die gewerbliche (Zuckerbäcker!) und militärische Auswanderung, die so-

wohl materiell als auch kulturell eine Bereicherung für die Heimat darstellten.

Der US-Amerikaner Randolph Head diskutiert die Bündner Staatsbildung im 16. Jahrhundert, wobei er die politischen Ereignisse und ihre institutionellen Veränderungen in vier Abschnitte von der Eroberung des Veltlins bis zur Landesreform von 1603 periodisiert. Als Machtersatz für die niedergehenden Feudalgeschlechter traten lokale Magnaten auf, die sich dann genossenschaftlich-verbandsmässig zum Freistaat verbanden (1524). Dessen politische Strukturen verfestigten und erweiterten sich zum typischen Gemeindereferendumssystem. Diese föderalistischen Staatsstrukturen wurden ab den 1570er Jahren unter Verschärfung der oligarchischen und partikularistischen Gegensätze, die von aussenpolitischen Interessen überlagert wurden, erschüttert. Trotz der Eskalation anfangs des 17. Jahrhundert blieb das gewachsene politische System weiterhin funktionstüchtig.

Auf politische Auseinandersetzungen und ihre Träger im 17. und 18. Jahrhundert geht Silvio Färber ein. Er lotet die sozial abgeschlossene Führungsschicht aus und stellt die Ereignisgeschichte der Wirrenzeit von 1603–1637 dar, bis er zu den späteren «beständigen» Zuständen überleitet. Widerstand gegen die bestehende Staats- und Ständeordnung artikuliert sich erst in Folge der Französischen Revolution, die schliesslich zum Untergang des Freistaats führte.

Mit Guglielmo Scaramellini nimmt sich ein Veltliner der Beziehung zwischen den Drei Bünden und den Untertanenländern im Süden an. Die zunächst beschriebene unterschiedliche Interessen- und Beziehungssituation im Veltlin, der Valchiavenna und in Bormio, war der Besetzung durch die Bündner förderlich. Eine erste Phase der Koexistenz bis 1620 war durch wachsende Kontraste zwischen Besetzern und Besetzten auf religiösem Hintergrund in einem komplexen diplomatischen Netz gekennzeichnet, die in die tragischen Kriegsjahre gipfelten. Durch den dadurch verursachten Machtverlust der Veltliner Führungsschicht erfolgte eine immer aggressivere Durchdringung und Ausbeutung der Untertanengebiete, welche im 18. Jahrhundert sogar «kolonialistische» Züge übernahm. Erst die Emanzipationsbestrebungen ab 1785 stärkten die lokale Opposition, führten zur Revision des politisch-administrativen Systems und schliesslich zum Anschluss an die Cisalpinische Republik. Angesichts des national befrachteten Gegenstandes besticht die Untersuchung Scaramellinis durch eine komplementäre Sichtweise zur Bündner Historiographie.

Martin Bundi beschreibt die Entwicklung und Verfestigung der bündnerischen Aussenbeziehungen vom Spätmittelalter bis zum Anschluss an die Helvetische Republik. Breiten Raum erhalten die diplomatischen Verstrickungen mit Frankreich und Venedig einerseits und Spanien und Österreich andererseits von Mitte des 16. bis Mitte des 17.

Jahrhunderts. In der Nachwirrenzeit herrschte eine Vorrangsstellung Habsburgs, die erst ab dem 18. Jahrhundert durch Annäherungen an Venedig und die Niederlande aufgeweicht wurde. Insgesamt beschränkt sich die Darstellung auf militärisch-diplomatische Beziehungen. Wirtschafts- und handelspolitische Auswirkungen der besprochenen Vertragswerke werden nur am Rande thematisiert.

Der Ausbreitung der Konfessionskirchen und der Verkirchlichung der Glaubenspraxis widmet sich der Artikel von Ulrich Pfister. In seiner anspruchsvollen Darstellung konfrontiert er nicht etwa Reformation und Gegenreformation, sondern versucht die funktional gleiche, institutionelle Verankerung von Protestantismus und Katholizismus zu beleuchten. So gesehen fand *die* Reformation (ausserhalb der Stadt Chur) erst in den 1570er und 1580er Jahren v.a. mit der Bildung der Synode statt. Demgegenüber breitete sich die katholische Reform mittels Visitationen über Kapuzinermission bis zur Bildung des parastaatlichen Corpus Catholicum in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus. Neben der Besprechung der Verfestigung der lokalen Glaubenspraxis – u.a. durch die Begründung der rätoromanischen Schriftkultur – schliesst der Autor mit einem Ausblick auf die abklingende Konfessionalisierung im Laufe der Aufklärung.

Der Kunsthistoriker Marc Antoni Nay geht auf die Architektur und die bildenden Kunstformen in den Stilepochen Gotik (1300-1450), Spätgotik, Renaissance, Barock und Rokoko (1600–1810) ein. Von den Fresken des Waltensburger Meisters über die spätgotischen Flügelaltäre bis hin zum Export italienischer Barockformen beschreibt er den kunsthistorischen Transfer nach Graubünden aus den Kulturzentren beiderseits der Alpen.

Insgesamt veranschaulichen die wirtschafts- und sozialgeschichtlich orientierten Artikel die frühneuzeitliche Epoche sehr gut, indem die «lange Dauer» der Epoche betont wird. Die historische Erblast von Jörg Jenatsch – d.h. die Betonung der Wirrenzeit in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts – hätte allerdings konsequenter beiseite geschoben werden können, was einige Wiederholungen sowie eine rein akzidentielle Geschichtsdarstellung erspart hätte.

Band 3: 19. und 20. Jahrhundert

Das 19. und 20. Jahrhundert werden im dritten Band des Handbuchs unter der vierfachen Perspektive Landschaft, Wirtschaft, Gesellschaft und Politik behandelt. Dank der Mitarbeit zahlreicher Akademiker aus anderen Fachdisziplinen (Geographie, Ethnologie, Romanistik, usw.) ergibt sich ein interdisziplinärer Zugang zu den verschiedenen Themen.

Der Einstiegsartikel widmet sich der Landschaft, wobei Urs Frey vorab auf den Kulturlandschaftswandel und Jürg Simonett auf die

Wahrnehmung und Bewertung der sich verändernden Umwelt eingehen. Die kulturlandschaftlichen Veränderungen an Siedlungs-, Flur-, Wald- oder Gewässerräumen werden exemplarisch anhand historischer Karten aufgezeigt. Die Perzeption der Landschaft aus Binnen- und Fremdperspektive wird unter sich wandelnden gesellschaftlichen Wertvorstellungen diskutiert. Insgesamt ein (aktuelles) Dauerthema, das zur ökologischen Sensibilisierung bzw. zum nachhaltigen Gesellschaftsdiskurs beiträgt.

Der Rückgang der landwirtschaftlichen Bevölkerung und derjenige des regional variierenden Ackerbaus bildeten zentrale Veränderungen der Bündner Landwirtschaft ab 1850 gemäss den entsprechenden Ausführungen von Urs Frey. Innerhalb der Tierhaltung zeichnete sich zusehends eine Intensivierung der Rindviehwirtschaft ab. Die diesbezüglichen statistischen Strukturdaten werden mittels Abbildungen und Graphiken eindrücklich visualisiert. Im weiteren wird über die Alp-, Haus- und Marktwirtschaft referiert, bevor staatliche, organisatorische sowie bildungspolitische Aspekte behandelt werden. Die knapp behandelte Forstwirtschaft weist dagegen noch grosse Forschungslücken auf.

Jürg Simonett geht in einem ersten Schritt auf die für Graubünden so bedeutsamen Verkehrsverhältnisse ein, deren Entwicklung vom Kunststrassenbau bis zu der Transitblüte der 1850er Jahre, von einer neuen Dynamik dank dem Ausbau eines regionalen Schmalspurnetzes und von einem «zähen» Kampf bis zur Einführung des Automobils gekennzeichnet war. In einem zweiten Schritt kommen Gewerbe und Industrie zur Sprache, die innerhalb Bündens Wirtschaft allerdings weit hinter Tourismus und Landwirtschaft zurückstanden.

Die touristische Entwicklung Graubündens, die den Kanton grundlegend umgestaltete, thematisiert Daniel Kessler etappenweise von den Gründerjahren nach 1850, über die Belle Epoque (1880–1914) bis zu den Krisen und Neuerungen während der Zwischenkriegszeit. Über diese Chronologie hinaus beschreibt er die touristischen Konstanten, die insbesondere anhand der sozialen Praxis, z.B. im Verhältnis zwischen Gästen und Hotelangestellten bzw. zwischen Fremden und Einheimischen, erkennbar sind. Die Abhängigkeit der kantonalen Volkswirtschaft vom Fremdenverkehr wird ebenfalls deutlich herausgestrichen.

Demographische, wirtschaftspolitische und verschiedene gesellschaftliche Felder untersucht Peter Bollier im Kapitel über den Bevölkerungswandel. Natürliche und migrationsbedingte Ursachen der skizzierten Bevölkerungsentwicklung greift der Autor auf und beleuchtet zusätzliche Aspekte wie Familie, Gesundheit, Hygiene, Bürgerverhältnisse oder Armut.

Die Volkskundlerin Ursula Brunold-Bigler setzt sich mit Sagen als Gebrauchsobjekten, als Zeichen sowie als Indikatoren für verschiedene Lebensweltdimensionen auseinander. Dabei zeigen die interpre-

tierten Sagenstoffe ihre Relevanz für sozial- und mentalitätsgeschichtliche Untersuchungen auf.

Leza Dosch versucht in seinem Artikel, Architektur und bildende Kunst in Graubünden zu verbinden, wobei gesellschaftshistorisch gesehen eher die Gegensätze dominierten, indem Ingenieure und Architekten in Graubünden ein innovativeres Experimentierfeld fanden als die Künstler an der Peripherie.

Die Romanistin Barbara Tschärner steuert einen Artikel zu Sprachkontakten und dessen gesellschaftlichen Auswirkungen bei, ohne allerdings soziolinguistische Modelle zu berücksichtigen.

Der Pädagoge Peter Metz junior beschreibt den Auf- und Ausbau des Schulwesens in Graubünden, gegliedert in die Bildungsstufen Kindergarten, Volksschule und Mittelschule, sowie eigens die Lehrerinnen- und Lehrerbildung. Im Laufe des entscheidenden Verstaatlichungsprozesses wahrten sich die Gemeinden eine starke Position, u.a. weil der Kanton wegen der «Sprachenfrage» mit vielerlei Problemen konfrontiert war. Der Erfolg des bündnerischen Schulwesens hätte mittels komparativer und quantifizierender Analysen genauer bewertet werden können.

Die Formierung der beiden Landeskirchen mittels moderner Kommunikationsmittel untersucht der Theologieprofessor Albert Gasser. Ihm zufolge verselbständigten sich beide Kirchen und bauten ab 1880 eigene Kirchgemeinden auf. Die Rekonfessionalisierung der beiden Kirchen in der Zwischenkriegszeit uferte in den 1940er Jahren in einen verspäteten Kulturkampf aus. Die seither fortschreitende Säkularisierung äusserte sich in rückläufigen Kirchenbesuchen. Abschliessend geht der Autor auf die aktuellen fundamentalistischen Strömungen ein, etwa die protestantischen Freikirchen oder die Krise um Bischof Haas, wobei letztere mit der Lösung von 1997 (Erzbistum Vaduz) nur örtlich verschoben wurde.

Die politik- und verfassungshistorische Themenreihe eröffnet Martin Leonhard mit seinem Artikel zur Helvetik, die er in vier Phasen periodisiert. Entscheidende Folge der Zeit von 1798-1803 war die politische, wirtschaftliche und kulturelle Umorientierung von Süden und Osten nach Norden und Westen.

Adolf Collenberg breitet erstmals eine allgemeine Parteigeschichte Graubündens bis 1945 aus. Dabei widmet er sich zunächst dem Parteiwesen im 19. Jahrhundert, wo ideologische Positionen zweitrangig waren, Personenwahlen und Sachgeschäfte überwogen. Auch nach den ersten Parteigründungen verteilten Liberale und Konservative die politischen Ämter in freiwilligem Proporz. Erst während der Zwischenkriegszeit veränderte die Demokratische Partei die Kräfteverhältnisse nachhaltig. Bei den fünf Parteienporträts im Anhang sind insbesondere die Angaben zur parteigebundenen Leitpresse nützlich.

Mehr Platz hätte man dem Verhältnis der Parteien zu ihren schweizerischen Mutterparteien einräumen können, welches durchaus eigenwillige Züge trug – und trägt.

Der Jurist Peter Metz senior erörtert die relevanten justiz- und verwaltungsorganisatorischen Strukturen des Kantons, wobei er seine – nach wie vor massgebliche – dreibändige Verfassungsgeschichte paraphrasiert.

Einen modernen Zugang zur Integration Graubündens in die Eidgenossenschaft wählt Georg Jäger. Ausgehend von einem vagen freistaatlichen Regionalbewusstsein um 1800, gingen die «unfreiwilligen Schweizer» innerhalb der Nation-Building-Phase dank stark integrierender Säkularfeiern zu Ansätzen eines kantonalen Bewusstseins über. Die ersten Jahre im Bundesstaat waren durch *Bündtner Klagen* nach Bern geprägt, die sich an der schicksalhaften Ostalpenbahn-Frage hochstilisierten. Starke Integrationskraft ging vom Militär aus, was sich während der Grenzbesetzung von 1914–1918 deutlich zeigte. Abgrenzung gegen Aussen als identitätsfördernde Binneneinigung war die Reaktion auf Irredentismus und deutschnationale Volkstumspropaganda. Die geistige Landesverteidigung bezog sich dann verstärkt auf die nationale Einheit, innerhalb welcher die föderalistische Vielfalt zelebriert wurde.

Die zeitgeschichtliche Entwicklung Graubündens seit 1945 untersuchen der Zürcher Professor Bruno Fritzsche und die Thurgauerin Sandra Romer. Die dadurch gewonnene neutrale(re) «Unterländer»-Sicht für diesen gegenwartsbezogenen Geschichtsabschnitt überzeugt. Die Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung werden differenziert unter dem Aspekt regionaler Disparitäten betrachtet, einschneidende Wandlungen der Berglandwirtschaft oder der Ausbau der Elektrizitätswerke beleuchtet, und danach gesellschaftliche Transformationen diskutiert. Weiter wird die Politik besprochen, die bis in die 1970er Jahre von regionalen Fragen dominiert wurde, dabei wird die Situation der Frauen, als Kristallisationspunkt des «anderen Graubündens», speziell fokussiert. Abschliessend wird der Ausbau der staatlichen Institutionen innerhalb der relativ erfolgreichen kantonalen Sozialmarktwirtschaft dargestellt. Trotz der pragmatischen Quellenselektion wird dank der sorgfältigen Aufbereitung von statistischen Basisdaten eine abgerundete Strukturgeschichte geboten, auf der zukünftige Untersuchungen aufbauen können.

Band 4: Quellen und Materialien

Der vierte Band richtet sich als «kulturgeschichtliches Lesebuch und Nachschlagewerk» an ein breites Publikum und zielt zusätzlich auf die Geschichtsvermittlung auf Schul-Oberstufe. Er beginnt mit der Präsentation von 101 verschiedenartigen Quellen wie Grabungsfunden,

Pergamenturkunden, Tagebüchern, Verträgen, Liedern, aber auch bildlichen Quellen (Fotografien, Bilder, Pläne) oder Sachgegenständen (z.B. Sakralgegenstände, Kornmühle). Diese sind jeweils von den Autoren ausgewählt und quellenkritisch kommentiert sowie von Marc Dosch schlussredigiert worden. Sie geben damit Einblick in die konkrete Arbeit und Methode des Historikers. Zudem sind alle Kurzfassungen aus den ersten drei Bänden vereint, die Lektor Thomas Meier verfasst hat.

Diesen Quellenbeispielen folgen zwei fachliche Artikel, die mit der Geschichtspraxis eng verwandt sind: Lothar Deplazes widmet sich der Schriftlichkeit und Überlieferung im Mittelalter. Ausgehend von den ersten geistlichen Schreibschulen und Bibliotheken, geht er auf die churrätische Schriftkultur ein. Für das 13. Jahrhundert war dann die Entwicklung der Siegelurkunde in Nord- und Mittelbünden entscheidend, während sich im Engadin und in den Südtälern die Notariatsurkunde ausbreitete. Die zunehmende Schriftlichkeit im Spätmittelalter führte zu Aktenproduktion und Führung verschiedener Amtsbücher, während die Bündner Chronistik erst im 16. Jahrhundert entstand.

An diese ersten Geschichtsschreiber knüpft Florian Hitz in seinem historiografischen Artikel an. Er stellt ab 1570 eine erste «Konjunktur» der Geschichtsschreibung in Graubünden fest, die sich während der Zeit der Wirren verdichtete. Mit dem 19. Jahrhundert setzte die historiografische Verwissenschaftlichung ein, deren Höhepunkte die 1870er Jahre markierten, sowohl in Bezug auf die Publikationsbreite als auch durch Vereins- und Museumsgründungen. Die Geschichtsschreibung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war durch fortschreitende Professionalisierung und Institutionalisierung geprägt. Neben Juristen engagierten sich vorab Mittelschullehrer und Kirchenmänner auf ideologiespezifische Weise.

Im Schlussteil des vierten Bandes werden zusätzlich 15 serielle Listen publiziert, so zu den Churer Bischöfen, den Amtsleuten in den Untertanenlanden, eine Tabelle der Bevölkerungsentwicklung von 1850–1990 oder eine Statistik der Dorfbrände von 1607–1949.

Die CD-ROM

Die oben beschriebenen 101 Quellen samt den kommentierenden Beispielen finden sich auch auf der CD-ROM. Die multimedialen Vorteile nutzend, finden sich 49 weitere Film-, Ton- und Musiksequenzen darauf digitalisiert, wie eben das Musikvideo *La glioira da pasca* von Beni Vigne. Dank der neuen technischen Möglichkeiten bieten sich beim Lesen der Schriftquellen aktive Lesehilfen mit Worterklärungen an, dazu Hilfsmittel wie Vergrößerung und ausgefeilte Drucktechniken. Die Menügestaltung erlaubt sowohl einen spielerischen Zugang als auch einen chronologischen, sach- und ortsbezogenen sowie quellen-

typischen Zugriff. Einziger Nachteil der CD-ROM ist, dass sie relativ viel Platz im Arbeitsspeicher benötigt (mindestens 32 MB RAM). Macher der CD-ROM, die zur Auseinandersetzung mit der Bündner Geschichte animiert, sind Gerold Ritter, Yves Sablonier, Marc Dosch und Carlo Caduff.

Als Fazit bleibt, sich über das sehr gelungene Handbuch zu freuen, sich vielleicht auch mit neuen pluralistischen Forschungsrichtungen auseinanderzusetzen und trotz aller Freude den Blick über die eigenen Kantonsgrenzen hinaus nicht zu verlieren, was von praktisch allen 33 Handbuchautoren und -autorinnen explizit empfohlen und auch durch-exerziert wird. Dank ihrer Mitarbeit, durch den Materialienband oder die CD-ROM hebt sich das Projekt Handbuch von andern vergleichbaren Kantongeschichten sogar positiv ab.

Adrian Collenberg

Rezension



Wolfgang Götz:

Beiträge zur Vorgeschichte der Denkmalpflege

Mit einem Vorwort von Prof. Georg Mörsch. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH-Zürich, Band 20. CD-ROM des vdf Hochschulverlages an der ETH Zürich, 1999. sFr. 39.–

Es gibt wissenschaftliche Arbeiten, die auch Jahrzehnte, nachdem sie geschrieben wurden, noch von hoher Aktualität sind. Ein solcher Fall ist die Dissertation des Kunsthistorikers Wolfgang Götz zur Vorgeschichte der Denkmalpflege, die dieser 1955 an der Universität Leipzig eingereicht hatte und die nun vom Institut für Denkmalpflege der ETH-Zürich erstmals, und zwar als CD-ROM, ediert wird. Dass die Arbeit erst jetzt einem breiteren Publikum zugänglich wird, hängt mit der Lebensgeschichte des Autors zusammen: In der DDR war es ihm nicht möglich, seine Dissertation zu veröffentlichen. Als Götz 1958 in den Westen flüchtete, konnte er das Manuskript seiner Arbeit nicht mitnehmen und es sich nachschicken zu lassen, wäre unter damaligen Verhältnissen zu riskant gewesen.

Erst nach der Wende kam der Autor wieder in den Besitz eines vollständigen Exemplars seiner Arbeit. Nur zögernd willigte er in die Publikation ein, da er seine damals gewonnenen Erkenntnisse mittlerweile für überholt hielt. Dies mag in Einzelfragen stimmen, insgesamt aber bleibt die Arbeit von Wolfgang Götz in ihrem universalen Anspruch und der Vielzahl an Beispielen denkmalpflegerischer Bemühungen seit der Antike nach wie vor unübertroffen. Umso grösser scheint die Leistung des Werks, wenn man sich die Bedingungen, unter denen Götz damals forschte, vor Augen hält. Das Kunsthistorische Institut der Universität Leipzig war im Zweiten Weltkrieg fast völlig zerstört worden, nur ganz wenige Bücher waren nicht den Flammen zum Opfer gefallen und die verbliebenen Exemplare wurden nur sehr restriktiv ausgeliehen – wenn überhaupt. Gänzlich undenkbar war auch der Besuch der meisten der untersuchten Bauwerke, da zum einen die öffentlichen Verkehrsmittel ihren Betrieb in den fünfziger Jahren nur in sehr be-

scheidenem Umfang wieder aufgenommen hatten und zum anderen Forschungsreisen ausserhalb der DDR nicht genehmigt wurden.

Die Ausführungen von Götz über denkmalpflegerische Bemühungen in den letzten drei Jahrtausenden sind anschaulich und gründen im jeweiligen kulturhistorischen Kontext. Um eine solche Zeitspanne sinnvoll unter einen Hut zu bringen, verzichtet der Autor auf die Anwendung eines heute üblichen Denkmalbegriffs. Denkmalpflege wird stattdessen ganz allgemein als «schöpferische Auseinandersetzung mit einem überkommenen Bestand, den es einzugliedern gilt in das jeweils gegenwärtige Leben» aufgefasst. Am Beispiel des Mittelalters wird deutlich, wie sinnvoll dieses Vorgehen ist – Bauwerke wurden damals viel stärker durch ihren Sinngehalt als durch ihre formale Gestalt definiert. Sinn machten z.B. Kirchenbauten; sie dienten der Liturgie und wurden deshalb erhalten. Wenn etwas als erhaltenswert angesehen wurde, dann waren es nicht Bauten als Ganzes, sondern allenfalls Bauteile, die durch ihre Geschichte symbolhaft aufgeladen waren. Diese Bauteile wurden oft als Prunkstücke an andere Bauten versetzt, das heisst als sogenannte Spolien verwendet. Man glaubte, dass mittels Spolien eine heilige Stätte an einen anderen Ort transferiert werden konnte.

Das Spolienwesen war schon in der Antike verbreitet, galt aber als illegal. Immer strengere Edikte römischer Kaiser versuchten, den Raub von Bauteilen zu verhindern oder ihn zumindest einzudämmen. Dies mag illustrieren, dass die Antike eine Denkmalschutzgebung kannte, die unserem heutigen Verständnis näher stand als jene des Mittelalters. Allerdings waren in der Antike vor allem ästhetische Gesichtspunkte bei der Erhaltung von Bauwerken ausschlaggebend – eine Schutzwürdigkeit aufgrund (kunst-)historischer Aspekte erkannte erst die Renaissance. Mit der Entdeckung der Welt und der Natur, aber auch der eigenen Geschichte, kam erstmals ein historisches Distanzgefühl zu überkommener Bausubstanz auf. Vor allem auf regionaler Ebene entstanden Verordnungen, welche bestimmten, was warum zu schützen sei.

Götz macht deutlich, dass es seit der Renaissance sowohl Phasen gab, in denen man vor allem an der authentischen Erforschung alter Bausubstanz interessiert war, aber auch solche, in denen die Neuinterpretation historischer Bauten stärker gewichtet wurde. Das Barockzeitalter zählt er zu den letztgenannten. Götz schätzt am barocken Architekturverständnis das freie aber immer sehr stimmige Interpretieren des Vorhandenen. Die Referenz an das Vergangene geschehe so meist nicht auf der formal-oberflächlichen, sondern auf der inhaltlichen Ebene. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wich dieses Vorgehen mit dem Aufkommen des Klassizismus wieder einem puristischeren Verständnis.

Das 19. Jahrhundert, welches gemeinhin als das Jahrhundert gilt, in welchem das heutige Verständnis von Denkmalpflege seine Wurzeln hat, wird von Götz weniger stark gewichtet. Gerade im 19. Jahrhundert

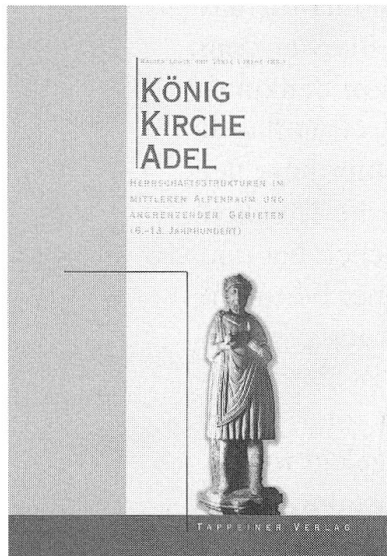
sei sehr viel Bausubstanz durch «Industrialisierung, Säkularisationen und neuzeitliches Verkehrswesen» verloren gegangen. In den neuen, oftmals historisierenden Bauten sieht Götz kein Verständnis für das Alte, sondern oft nur toten Formalismus. Verdienste attestiert er dem 19. Jahrhundert hingegen in der verbesserten Organisation denkmalpflegerischer Massnahmen, der Erweiterung rechtlicher Grundlagen und der Anwendung neuer technischer Verfahren. Die Hauptthese der Dissertation geht dann auch dahin, dass denkmalpflegerische Tätigkeit sich im Laufe der Jahrhunderte stets verändert und entwickelt hat und die Ursprünge denkmalpflegerischen Denkens nicht an einer bestimmten Epoche wie der Renaissance oder dem Klassizismus festgemacht werden können. Das Verdienst von Götz aus heutiger Sicht ist aber weniger dieses Fazit, sondern der Umstand, dass erstmals ein roter Faden durch das Denkmalverständnis vergangener Jahrhunderte gelegt wurde.

Anschliessend an den Textteil der Arbeit folgt ein fast doppelt so ausführlicher Belegteil von nahezu enzyklopädischem Charakter. Dieser Teil bildet das Fundament von Götz Arbeit, denn hier werden seine Ausführungen durch konkrete Hinweise untermauert. Es fällt besonders auf, dass sich der Autor in erster Linie auf Sakralbauten bezieht – gefolgt von antiken Ruinen. Erst mit der Renaissance spielen auch Schloss- und Rathausbauten eine Rolle, Stadt- und Landhäuser fehlen nahezu völlig. Es bleibt unklar, ob dieses Verhältnis alleine durch die Gewichtung des Autors zustande kommt, dafür die mangelhafte Quellenlage verantwortlich ist, oder ob diese Gruppe von Profanbauten tatsächlich als wenig schützenswert galt.

Schade ist auch, dass der Belegteil nicht durch entsprechendes Bildmaterial ergänzt wurde, wie dies ursprünglich für die Edition auf CD-ROM vorgesehen war. Die Bauwerke, die Götz zur Illustration seiner Thesen aufführt, könnte man sich – ergänzt durch kommentierte Abbildungen – besser vorstellen. Dies nicht zuletzt deshalb, weil es sich oft um Details handelt, die vielen Leserinnen und Lesern nicht bekannt sein dürften. So macht auch die Edition als CD-ROM letztlich wenig Sinn, da das Potential eines neuen Mediums nicht ausgeschöpft wurde.

Armon Fontana

Rezension



Rainer Loose und Sönke Lorenz (Hg.):

König, Kirche, Adel

Herrschaftsstrukturen im mittleren Alpenraum und angrenzenden Gebieten (6.–13. Jahrhundert). Lana-Bozen (Tapeiner Verlag) 1999.

Die Sensationsmeldung vorweg: Das Kloster Müstair ist eine Gründung Karls des Grossen! Kein geringerer als der grösste Herrscher des Mittelalters, der Mann, der das Abendland einte (Europa integrierte!), der Wahrer des Rechts und blutige Kriegsherr, der heiliggesprochene Beschützer der Kirche und unbarmherzige Verfolger der Heiden, der kluge Bildungsreformer und schreibunkundige Germanenfürst, war verantwortlich für die Gründung von Müstair. Neu ist diese Behauptung zwar nicht; neu ist aber, dass sie wieder gilt, mehr gilt als die Behauptung des Gegenteils. Die alte Überlieferung setzt sich gegen alle Zweifel durch; denn sie hat zu guter Letzt die wissenschaftliche Autorität auf ihrer Seite.

«In den letzten dreissig Jahren ist die karolingische Klosteranlage anlässlich der Restaurationsarbeiten archäologisch weitgehend erforscht worden. Die Ergebnisse sind überraschend und ungewöhnlich», schreibt Prof. *H. R. Sennhauser*, der Leiter des Grabungsprojekts. Und diese Ergebnisse lauten folgendermassen: Die ursprüngliche Klosteranlage von Müstair ist so gross, so grosszügig konzipiert, so zügig und kompromisslos realisiert, dass der Bischof von Chur als (alleiniger) Bauherr nicht in Frage kommt. «Lage, Dimension, Disposition, Regelmässigkeit und Einheitlichkeit in Plan und Ausführung» weisen auf eine übergeordnete Gewalt, eben auf die Zentralgewalt. «Müstair ist nicht einfach ein Bergklösterlein, das nebenbei dem Bischof als Absteige während seinen Aufenthalten in den südöstlichen Teilen der Diözese diente, sondern es war ein Stützpunkt der Zentralgewalt.»

Die Argumentation des Archäologen ist elegant: Sie dreht sich nicht um das, was alle sehen und anstaunen, die Kirche also, die noch fast so dasteht wie vor zwölf Jahrhunderten, sondern um die Klosteran-

lage, die so, wie sie einmal war, nicht mehr sichtbar, nur noch rekonstruierbar ist (und die Kunstpilger schon deshalb weniger interessiert).

Aber auch die Kirche liefert Anhaltspunkte für eine Bauherrschaft Karls des Grossen. Die berühmten Fresken enthalten einen sehr ausführlichen Davidszyklus, und Karl der Grosse liess sich «in Hofkreisen gerne mit David vergleichen.» Hinsichtlich der an einem Pfeiler der Klosterkirche aufgestellten Stuckfigur Karls (sie wird oft abgebildet, so auch auf dem Umschlag des hier vorgestellten Sammelbandes) sind sich die Kunsthistoriker nicht einig, ob sie aus dem Früh- oder dem Hochmittelalter stammt. Sennhauser entscheidet sich für das späte 12. Jahrhundert, postuliert aber eine Vorgänger-Darstellung, die in der Karolingerzeit an die Wand, vor der seit dem späten 15. Jahrhundert der erwähnte Pfeiler steht, gemalt worden sei. Ein solches karolingisches Stifterbild ist noch heute in dem einst von Münstair abhängigen Kirchlein St. Benedikt in Mals zu sehen, und zwar an genau entsprechender Stelle im Raum.

Die Frage, wer vor zwölfhundert Jahren Bauherr war in Münstair, ist sicher von grossem historischem Interesse, jedenfalls im Rahmen des hier zu besprechenden Sammelbandes. Dieser befasst sich mit den früh- und hochmittelalterlichen «Herrschaftsstrukturen im mittleren Alpenraum und angrenzenden Gebieten». Der Band vereinigt die Vorträge, die im Sommer 1998 an einer im Vinschgau durchgeführten Tagung gehalten wurden. Veranstalter waren das Südtiroler Kulturinstitut und das Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen. Der «mittlere Alpenraum» wurde dabei als «der Raum vom Gotthardpass im Westen bis zum Felbertauernpass im Osten» umschrieben. Das wäre, mit anderen Worten, Tirol und Graubünden.

Impulse, Einflüsse, Abhängigkeiten

Da der Anstoss für diese Tagung von den Tübinger Professoren *R. Loose* und *S. Lorenz* kam, «stand [...] zu erwarten, dass der oberdeutsche und besonders der schwäbisch-alemannische Einfluss auf das politische Geschehen in unserem Raum [...] beleuchtet werden würde», wie der Südtiroler Landesrat *B. Hosp* in seinem «Grusswort» schreibt. Und er fährt fort: «Von den ausseralpinen Gegenden gingen schon in der Vergangenheit viele Impulse für unsere Heimat aus. Mit bald grösserem, bald geringerem Geschick sind wir mit ihnen umgegangen, haben wir sie uns zu eigen gemacht, manchmal auch abgelehnt – stets mit nachhaltigen Folgen für unseren eigenen, selbstbestimmten Weg.»

Hier mögen sich bei der Leserin Zweifel melden, mag sich beim Leser ein Verdacht regen. Wie weit war es wohl her mit dem «selbstbestimmten» Weg angesichts all der «Impulse» von aussen? Tönen die landesrätlichen Formulierungen nicht nach dem, was man in der Schweiz, unter etwas anderen Vorzeichen, «autonomen Nachvollzug»

nennt? Klingen sie nicht ein wenig euphemistisch? Hosp muss denn auch zugeben, dass «Tirol als klassischer Transitraum schon seit jeher von den grossen kontinentalen Entwicklungen abhängig und in sie eingebunden» war. Nicht anders als heute: Da «gestaltet», wie der Landesrat versichert, «die Südtiroler Landesregierung [...] im Rahmen der Vision einer «Europaregion Tirol» die wirtschaftlichen und raumordnerischen Aspekte des mittleren Alpenraums aktiv mit.»

Dasselbe Problem stellt sich bei den Ausführungen von Prof. Loose (der den Vinschgau in den letzten Jahrzehnten zu einem der siedlungsgeschichtlich besterforschten Täler der Alpen gemacht hat). Ihm zufolge hat der Vinschgau «wie jeder historische Raum eine eigenständige Geschichte unter wechselnden endo- und exogenen Vorzeichen durchgemacht.» Aber was heisst «eigenständig», wenn die «exogenen» Vorzeichen womöglich wichtiger waren als die «endogenen»? Loose sagt weiter, dass «der Vinschgau als inneralpine Verkehrs- und Durchgangslandschaft bald feste, bald lose Aussenbeziehungen zu den davorliegenden Räumen hatte.» Aber was heisst «lose»? Wo der Vinschgau doch eine «Verkehrs- und Durchgangslandschaft» war! Was ja nichts anderes heissen kann als: eine vom Durchgangsverkehr geprägte Landschaft.

Durchgangsverkehr als Schicksal: Loose konstatiert «schon früh ein durchgängiges, leitendes Interesse der politischen Kräfte» am Vinschgau – ein Interesse, «das aus der geopolitischen Lage resultiert.» Unter «geopolitischen» Gesichtspunkten würde demnach für den Vinschgau (und wohl für Tirol überhaupt) dasselbe gelten, was für Graubünden behauptet worden ist: Seine Geschichte ist die Geschichte seiner Pässe.

Herrschaft im Grenzland

Nun war (ist?) «Geopolitik» bekanntlich die Disziplin, welche die politischen Kräfte erforscht(e), die – fast wie Naturkräfte – in bestimmten «Räumen» dominieren und in andere «Räume» expandieren. Loose und Kollegen sprechen von «Herrschaftsräumen», weil sich «historische Räume vielfach nach der Reichweite herrschaftlicher Rechte und Befugnisse definieren.» In diesem Sinne gelte es auch für den Vinschgau «die Herrscher und Herrschaftszugehörigkeiten festzustellen.»

Der Befund lautet: «Wer Herr im mittelalterlichen Vinschgau ist, ist oft zugleich auch Herr in Schwaben und in der Mark Treviso-Verona und ab und zu auch in der Lombardei, vor allem wenn es ihm gelingt, die südlichen Alpenausgänge [...] zu besetzen.» Doch diese Feststellung lässt sich umkehren: Wer Herr in Schwaben war und bestimmte Positionen auf der Alpensüdseite kontrollierte, war zugleich Herr über den Vinschgau. So formuliert, wird die Aussage den historischen Kausalitäten, den tatsächlichen Kräfteverhältnissen vielleicht eher gerecht. Denn

das jeweilige Herrschaftszentrum lag nicht im Vinschgau, sondern ausserhalb davon.

Wer waren nun die «Herren» über den mittelalterlichen Vinschgau? Der Titel des Tagungsbandes sagt es: «König, Kirche, Adel». Diese drei erst haben aus dem Naturraum Vinschgau einen historisch-politischen Raum gemacht. Allerdings – bevor der Vinschgau ein historisch-politischer Raum war, wäre es niemandem eingefallen, ihn als «Naturraum» zu erkennen und zu benennen.

Im Frühmittelalter gehörte der Vinschgau zum churrätischen Bischofs-«Staat», und bis ins frühe 19. Jahrhundert blieb er in kirchlicher Hinsicht Chur zugehörig. Andererseits gab es, ebenfalls seit dem Frühmittelalter, eine Grafschaft Vinschgau (zu der auch das Unterengadin zählte), und diese kam im Hochmittelalter an die Grafen von Tirol. Wo genau die Hoheit des Grafen aufhörte und jene des Bischofs anfang, war bis weit in die Neuzeit hinein umstritten. Der Vinschgau (wie auch das Münstertal und das Unterengadin) sind seit tausend, ja seit fünfzehnhundert Jahren Grenzland.

Grenzland... Im Jahr 773 berief Karl der Grosse den Churer Bischof Constantius zum weltlichen Verwalter von Rätien. Er bestätigte das alte Recht der Rätier und unterstellte sie seinem Schutz (solange sie ihm treu blieben). Im Jahr 774 besiegte Karl die Langobarden und vereinigte ihr Reich mit dem seinen. Er nahm den Papst in seinen Schutz auf und bestätigte ihm seinen Landbesitz in Italien. Aus dem Jahr 775 stammen mehrere Balken im Kirchengiebel von Müstair (dendrodatiert). 773 – 774 – 775: chronologische Folge, logische Folgerichtigkeit.

775 standen im mittleren Alpenraum nur die Bajuwaren noch nicht unter fränkischer Botmässigkeit. Deshalb also gründete Karl der Grosse das Kloster Müstair – um die im Vinschgau sitzenden Bayern zu ärgern! Müstair markierte «die Präsenz des fränkischen Königs an einer vorläufigen Grenze» (Sennhauser). Das Kloster war ein vorgeschobener Grenzposten, ein kultureller Aktivposten, dazu bestimmt, die Grenze weiter vorzuschieben.

Was ergibt sich aus all dem für das bündnerische Weltkulturgut Müstair? In Kürze Folgendes: Die Klostergründung war eine Initiative der Zentralmacht zur Aufwertung der Peripherie, und das heisst: keine eigentlich «rätische» Kulturleistung. Das Kloster wurde als fremder Setzling in rätische Erde gepflanzt. Und es sollte später nie mehr so wichtig werden wie gerade zur Zeit seiner Gründung.

Kirchenbau und Herrschaft

«Dass Kirchen mit Herrschaft zu tun haben», bekräftigt *H. Nothdurfter*, Archäologe am Denkmalamt Bozen und zuständig für den Vinschgau. Er stellt vier kleine Vinschgauer Kirchen vor: «vier Kirchen in einsamer Lage, längst profaniert [...], in unserer wirtschaftlich guten

Zeit restauriert, wiederhergestellt, als Ruine gesichert.» Die Ruinen von St. Georg stehen in den Felsen über Kortsch (Gem. Schlanders), auf dem Weg zum Kortscher Sonnenberg und – transalpin – ins Ötztal: am Weg also, den «Ötzi» ging. Das befestigte Kirchlein entstand zu Beginn des 7. Jahrhunderts als Grabbau einer Oberschicht, eines lokalen Früh-Adels, dessen Volks- oder Stammeszugehörigkeit nicht eindeutig ist: germanisch oder romanisch? bayrisch mit langobardischem Einfluss? Für die Friedhofskirche St. Prokulus in Naturns, die mit sehr bekannten frühmittelalterlichen Malereien ausgestattet ist, gilt etwa dasselbe: 7. Jahrhundert, bayrisch mit langobardischem Einschlag.

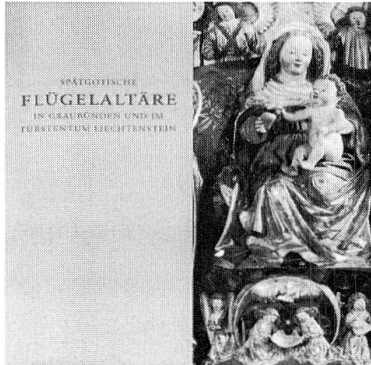
In St. Georg in Völlan ist unter dem bestehenden gotischen Kirchenbau eine Holzkirche des 8. Jahrhunderts ergraben. Nun liegt Völlan schon ziemlich weit ertschabwärts und südlich des Flusses, und so wundert sich Nothdurfter: «Eine Holzkirche in Langobardia?» Das ist allerdings verwunderlich, denn «Erbauer der Holzkirche kann nur ein germanischer Herr sein.» Aber schwerlich ein Bayer, schon eher ein Funktionär Karls des Grossen (nach 774)! Auch die vierte Kirche, St. Jakob in Söles (Gem. Glurns), hat einen kleinen frühmittelalterlichen Vorgängerbau, dessen Errichtung auf einen fränkischen Adligen zurückgehen dürfte.

Nothdurfter fasst zusammen: Diese abseits von Siedlungen, an wichtigen Verkehrswegen entstandenen frühen Kirchen verdanken ihre Entstehung nicht seelsorgerischen Bedürfnissen. Sie waren keine bischöflichen Gründungen, sondern «Eigenkirchen im weitesten Sinn des Wortes», errichtet von «einer <adeligen> Oberschicht, die an einer bestimmten Stelle eine Aufgabe zu erfüllen hatte und dafür mit Grund ausgestattet war.» Diese Aufgabe bestand (immer nach Nothdurfter) in der Kontrolle der Verkehrswege.

Der Tagungsband enthält noch weitere interessante Beiträge, die hier nicht im einzelnen besprochen werden können. Gemeinsam ist allen diesen Beiträgen zum Thema «Herrschaftsstrukturen im Alpenraum» die Auffassung: Herrschaft strukturiert den Raum. Am Anfang war Herrschaft, Herrschaft ist immer und überall – gehe es nun um «Raumvorstellungen», «Raumorientierungen», «Raumbeziehungen», «Raumbildung», «Raumorganisation», «Raumordnungen» oder gar «Raumschaften».

Florian Hitz

Rezension



Diverse Autorinnen und Autoren

Spätgotische Flügelaltäre in Graubünden und im Fürstentum Liechtenstein

herausgegeben von Astrid von Beckerrath, Marc Antoni Nay, Hans Rutishauser; Redaktion von Armon Fontana
Verlag Bündner Monatsblatt/Kantonale Denkmalpflege Graubünden 1998, 288 S., Fr. 88.–

Wer sich mit spätgotischen Flügelaltären in Graubünden und im Fürstentum Liechtenstein beschäftigen wollte, hat bisher keine zusammenfassende Darstellung zur Verfügung gehabt. Es gab eine beträchtliche Anzahl von Einzelpublikationen und nur wenige Monographien, aber keine übergreifenden Arbeiten mit dem Anspruch, möglichst den ganzen Bestand zu erfassen. Da dieser überaus reich ist – allein zwischen 1460 und 1525 lassen sich in Graubünden rund neunzig Flügelaltäre nachweisen –, war es ausserordentlich schwierig, sich einen Ueberblick zu verschaffen. Auch war es oft eher mühsam, sich über Einzelwerke und Teilprobleme – zum Beispiel technische Fragen oder solche der Ikonographie – zu informieren.

Der Initiative des Verlags Bündner Monatsblatt und der Kantonalen Denkmalpflege ist es zu verdanken, dass nun beides erheblich erleichtert ist. Die Initianten haben die Aufgabe unter zehn Forscher/innen aufgeteilt. Die meisten von ihnen haben im einschlägigen Bereich bereits intensive Forschungen betrieben und in nicht weit zurückliegender Zeit darüber publiziert. Damit war garantiert, dass diejenigen Fragen, die den Forscherinnen und Forschern unter den Nägeln brennen, zur Sprache gekommen sind. Ich denke dabei etwa an Fragen der Zuweisung, der Datierung, der angewendeten Techniken oder auch der wirtschaftlichen Voraussetzungen.

Dass man aktuelle Themen und noch nicht gesicherte Ergebnisse in erheblichem Masse einbezogen hat, macht das Buch farbiger und spannender, hat es aber notwendig gemacht, der Übersichtlichkeit besondere Beachtung zu schenken. Das hat man unter anderem mit folgenden Uebersichten bewerkstelligt: Die Entwicklung der Bautätigkeit (S. 35), Die Entwicklung der Gewölbefiguration (S. 38), (eine Darstellung, die dem Betrachter ganz abgesehen von der Information ein äs-

thetisches Vergnügen bereitet), die Zusammenstellung «Bevorzugt verehrte Heilige in Graubünden» (S. 55 und 56), die Karte des Verbreitungsgebietes der Werke aus den Werkstätten der Familie Strigel in Memmingen (S. 93) sowie die Liste nachgewiesener Hölzer (S. 194).

Der Übersicht dient vor allem auch der fünfzig Seiten umfassende «Katalog», erstellt von Giovanni Menghini (Teil Graubünden) und Leza Dosch (Teil Liechtenstein). In dieser Zusammenstellung nach Standorten hat man von den einzelnen Objekten einige grundlegende Daten festgehalten, wie Masse, Datierung, Zuschreibung, Literatur usw. Und diesen Daten sind in etlichen Fällen auch Bemerkungen zum Gesamtprogramm bzw. zur Ikonographie hinzugefügt worden. – Dass man auch an jene Benutzer gedacht hat, die sich rasch informieren oder sich etwas in Erinnerung rufen möchten, beweist das Ortsregister ganz am Ende des Bandes, in welchen sowohl auf die Aufsätze wie auch den Katalog verwiesen wird.

Im Einzelnen war die Koordination der Forschungsergebnisse sicher eine überaus heikle Aufgabe. Diese wurde im Allgemeinen einwandfrei gelöst. Nicht ganz geklappt hat es bei der Behandlung des Flügelaltars der Kirche St. Anton in Wangs, von dem verschiedene Entstehungsdaten angegeben werden (Seiten 152 f. und 156). Auch bei der Beurteilung der Herkunft dieses Altars gibt es eine Unstimmigkeit, wie der Vergleich des kurzen Forschungsberichts der einen Autorin (S. 156) mit der bestimmt vorgetragenen These eines anderen Autors (S. 153) zeigt.

Dieses Gemeinschaftswerk als Ganzes spiegelt die Situation, in der sich die Kunstwissenschaft gegenwärtig befindet. Die Forscher/innen analysieren eher nüchtern und halten präzise fest, was sich in der Regel auch überprüfen lässt. Abgehobene Formulierungen sind kaum anzutreffen. Was die benachbarten Wissenschaften beibringen, wird sorgfältig verarbeitet, wobei neben den angestammten Forschungsgebieten, wie politische Geschichte, Religionsgeschichte, Ikonographie, die eher pragmatischen Bereiche der Wirtschaftsgeschichte, der Geschichte des Handwerks und der Arbeitstechnik eine gleichberechtigte Stellung einnehmen. Diese sind im Grunde keine «Hilfswissenschaften» mehr, können doch auch aus ihrem Blickwinkel wichtige kunstgeschichtliche Fragen wie Zuweisungen, Datierungen usw. erörtert und oft auch zuverlässig entschieden werden.

Ein schönes Beispiel dafür, was genauere Untersuchungen in handwerklicher und arbeitstechnischer Hinsicht erbringen, ist der Hochaltar der Kathedrale in Chur, dessen vielbewunderte Wirkung ja unter vielem anderen auch etwas damit zu tun hat, dass Haarlocken aus Schneeballholz Verwendung gefunden haben, vergoldete Papiersterne aufgeklebt worden sind (S. 208) und Pressbrokate von besonders erlesener Qualität erhalten sind (S. 202).

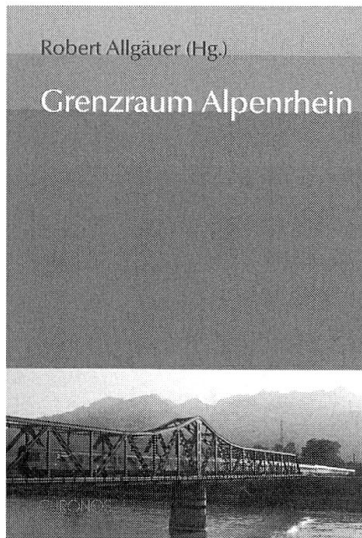
Wahrscheinlich wird man später einmal feststellen, dass die heutige Generation der Kunsthistoriker/innen den Horizont der Betrachtung stark erweitert haben. Dass dabei Fragestellungen, die bisher weitgehend oder gar völlig vernachlässigt worden sind, in den Vordergrund treten können, versteht sich von selbst. Zu ihnen gehört etwa die Frage, inwiefern sich gewisse Auftraggeber selbst inszenieren und für ein ganz bestimmtes politisches oder religiöses Programm werben, wenn sie sich in Altarbildern in bestimmter Weise porträtieren lassen. Astrid von Beckenrath, welche drei Beiträge zum Buch beigesteuert hat, geht dieser Frage an Hand des Beispiels von Bischof Ortlieb von Brandis nach. Dieser hat sich auf dem rechten Aussenflügel des Churer Marienaltars als einer der Drei Könige porträtieren lassen. Ob er damit und mit der Festlegung der Bildthemen so programmatisch vorgegangen ist, wie die Verfasserin dies sieht, ist wohl noch nicht ausdiskutiert.

Ein Buch über Flügelaltäre in Graubünden soll auch ein Schaubuch sein. Dieser Forderung haben die Herausgeber Rechnung getragen. Alle bedeutenderen Altäre werden in Farbaufnahmen, die meist ganzseitig sind, wiedergegeben. Dazu kommt eine Fülle von Detailaufnahmen, die es erlauben, ins Einzelne gehende Vergleiche anzustellen. – Fast ein Drittel der wiedergegebenen Fotos, ebenso raffiniert wie unaufdringlich beleuchtete Bilder, stammen von Romano Pedetti, Rothenbrunnen.

Die Flügelaltäre Graubündens und des Fürstentums Liechtenstein entstanden in einer Epoche, in der die verschiedensten Kräfte – religionsgeschichtliche, künstlerische, handwerkliche, wirtschaftliche, soziologische, politische – zusammenwirkend etwas entstehen liessen, was weite Verbreitung fand, aber doch kein Massenprodukt gewesen ist, sondern qualitativ hochstehend und in praktisch jedem Einzelfall von persönlichem Gepräge. Davon gibt die gemeinschaftliche Arbeit des Forscherkollektivs beredtes Zeugnis.

Gabriel Peterli

Rezension



Robert Allgäuer (Hg.)

Grenzraum Alpenrhein

Brücken und Barrieren 1914–1938

Im Auftrag des Arbeitskreises für Regionale Geschichte, Palais Liechtenstein.
 Redaktion: Susanne Gassner. Chronos Verlag, Zürich 1999. ISBN 3-905312-97-2.
 Fr. 38.–

Das vorliegende Buch gibt im wesentlichen die Ergebnisse eines 1996 in Mäder A durchgeführten Symposiums wieder, das vom Arbeitskreis für Regionale Geschichte durchgeführt und von der Peter Kaiser-Stiftung Vaduz unterstützt wurde. Mit der Zielsetzung, verschiedenen Fragen kleinräumig nachzugehen und einen kritischen Zeitraum näher auszuleuchten, steht es tendenziell auf der gleichen Linie wie regionale Studien, die jüngst in Luzern oder in der Grenzregion Graubünden über die bedrohliche Zeit des Faschismus und Nationalsozialismus angestellt worden sind. Das Buch ist ein sachlicher Beitrag zur Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit. Es bezieht zur Hauptsache die Ereignisse in Liechtenstein und im St. Galler Rheintal und Sarganserland ein, berücksichtigt aber auch die deutsche, österreichische und Bündner Nachbarschaft. Aus der liechtensteinischen Perspektive drängte sich natürlicherweise eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit auf.

Sechs Autoren teilen sich in die Beiträge. Gerhard Wanner beschreibt zunächst die Beziehungen Vorarlbergs zur Schweiz während des Ersten Weltkrieges. Dabei geht er Fragen der Not der Bevölkerung, des Grenzschutzes, der Spionage, des Schmuggels, des grossen und kleinen Grenzverkehrs, der Grenzkontakte usw. nach. Die sogenannte «Vorarlberger Frage» (Diskussion um den Anschluss Vorarlbergs an die Schweiz) bleibt ausgeklammert. Ähnlich schildert Heribert Küng die Aspekte der sanktgallischen Grenzbeziehung in der Zwischenkriegszeit. Bemerkenswert ist die Schilderung eines Treffens des österreichischen Bundeskanzlers Dollfuss und des Vorarlberger Landeshauptmanns Ender 1932 mit dem St. Galler Polizeikommandanten Paul Grüningen in Altenrhein. Küng stellt speziell die Epoche der Wirtschaftskrise dar bis zur Unterbrechung der Wirtschaftsbeziehungen mit

Vorarlberg 1938, als Österreich dem Deutschen Reich einverleibt wurde. In einer kurzen Übersicht schildert Peter Geiger, Verfasser des zweibändigen Werks «Krisenzeit» (Liechtenstein in den Dreissigerjahren), wie Liechtenstein 1938/9 im Visier des Dritten Reiches und der Schweiz stand. Der schweizerische Versuch, Liechtenstein in die schweizerische Landesverteidigung einzugliedern, in den Besitz des Ellhorns zu gelangen und dasselbe in das Dispositiv der Festung Sargans einzubeziehen, scheiterte am Veto der Deutschen und an deren Drohung, widrigenfalls eine Festung im liechtensteinischen Schellenberg zu errichten. Konkret äussert sich Werner Hagmann in seinem Beitrag über den Einfluss von Faschismus und Nationalsozialismus auf die politische Landschaft im St. Galler Grenzbezirk Werdenberg. Er geht auf einige krasse Fälle von «hitlere» (mit dem Nationalsozialismus sympathisieren) ein und zeigt auf, wie auch etablierte Parteien dagegen nicht immun waren.

Adrian Collenberg illustriert in seiner interessanten Studie über «Passstaat» und «Catena mediana» die damaligen Unternehmungen zur Konstruktion von geographischen und politischen Grenzen im zentralen und östlichen Alpenraum. Es waren dies Unterfangen von Wissenschaftlern. Tendenziell diente die These von «Passstaaten» deutschen und österreichischen Ideologen, die mit dem Nationalsozialismus sympathisierten, und die Theorie der «Catena meridiana» italienischen Faschisten, um je nachdem Grenzlinien durch die Alpen in geographische Karten einzutragen, die den jeweiligen Machtansprüchen von Norden oder Süden zudienen sollten. In das Konzept der «Catena meridiana» wurde auch eine konstruierte «questione ladina» aufgenommen, ein Versuch, «die bündnerromanischen Teile des Kantons Graubünden für die italienische Sprach- und Kultursphäre zu vereinnahmen». – Der umfassendste Beitrag stammt von Michael Fahlbusch und befasst sich mit der «Alpenländischen Forschungsgemeinschaft (AFG) 1931–1945: Eine Brückenbauerin des grossdeutschen Gedankens?». Die AFG war eine von sechs Forschungseinrichtungen, die sich zu Beginn der 30er Jahre zu den sogenannten Volksdeutschen Forschungsgesellschaften (VFG) zusammenschlossen. «Bei den VFG handelte es sich um eine wissenschaftliche Grossinstitution im Nationalsozialismus, ... die unter historisch-geographischen Gesichtspunkten das dem Deutschen Reich benachbarte Grenzgebiet als deutsches Kulturgebiet» untersuchte. Der Verfasser zeigt die Organisationsstrukturen von AFG und VFG auf und unterstreicht den grossen Einfluss, den ein kleiner Kreis von Personen auf diverse Institutionen, staatliche und private, der Alpenländer ausübte. Schweizer figurierten nicht in deren Diensten in den Rängen der strategischen oder operativen Ebene, wohl aber in Institutionen wie dem Staatsarchiv Aarau, in Historischen Vereinen und Sprachgesellschaften. Fahlbusch folgert, dass die AFG als «Teil der NS-Wissenschaftsgrossinstitution einen bisher unterschätzten Einfluss auf die Re-

gion Alpenrhein hatte ... Sie instrumentalisierte die Wissenschaft, indem sie Sprach- und Kulturräume zur Durchsetzung ihrer politischen Ziele definierte».

Für den Mut, mit einer innovativen Publikation eine sensible Epoche des «Grenzraumes Alpenrhein» offen und mit kritischem Ansatz aufgearbeitet zu haben, gebührt dem Herausgeber Robert Allgäuer und den sechs Verfassern Dank und Anerkennung.

Martin Bundi